

Christoph Böhr
(Hrsg.)

Zum Grund des Seins

Metaphysik und Anthropologie nach
dem Ende der Postmoderne –
Rémi Brague zu Ehren

 Springer VS

Existenz

Überlegungen zu einem Begriff, der keiner ist

Thomas Buchheim

1 Was ist ein Begriff?

Zunächst ist zu fragen, was denn im gewöhnlichen Fall überhaupt ein Begriff ist? Vorher wird man der im Titel formulierten These wenig abgewinnen können und sie für gewollt paradox halten. Der mathematische Logiker und Philosoph, Gottlob Frege, der wie kaum ein anderer, viel über diese Frage, was ein Begriff sei, nachgedacht hat, schreibt in seinen *Kernsätzen zur Logik* unter Nr. 4: „Der Gedanke enthält immer etwas über den besonderen Fall Hinübergreifendes, wodurch dieser als fallend unter etwas Allgemeines zum Bewusstsein kommt.“¹

Ein Gedanke ist nach Frege kein subjektives Gebilde aus Vorstellungen, sondern eine bestimmte – gedankliche – Verknüpfung von Dingen, Eigenschaften, Begriffen und Beziehungen, die von allen, die sich im Denken eines Gedankens versuchen, als dieselbe und auf dieselbe Weise erfasst wird. Im vorangehenden Kernsatz zur Logik schreibt Frege dementsprechend: „Beim Denken werden nicht eigentlich Vorstellungen verknüpft, sondern Dinge, Eigenschaften, Begriffe, Beziehungen.“²

Das, was nun laut Satz Nr. 4 in einem Gedanken als „über den besonderen Fall Hinübergreifendes“ firmiert, ist von der Art eines ‚Begriffs‘. Es ist wie eine bestimmt geführte, sich öffnende und nach etwas heischende Geste, die über das betreffende weg, in eine bestimmte Richtung – Hinsicht – greift, aber eben deshalb, weil sie für etwas noch erst geöffnet ist, für sich genommen, wie Frege sehr oft gesagt hat, „ungesättigt“ oder „prädikativ“ ist und erst, indem sie den betreffenden Fall fasst, selbst zu einem Abschluss gelangt. Dieser Fall dagegen kommt dadurch, dass sich

1 Gottlob Frege, *Nachgelassene Schriften*, hg. v. Hans Hermes, Friedrich Kambartel u. Friedrich Kaulbach, 2., revidierte u. erw. Auflage, Hamburg 1983, S. 189.

2 Ebd.

in ihm der hinübergreifende Gestus sättigt und abschließt, als fallend unter etwas Allgemeines, das heißt als ein bestimmter Gegenstand zum Bewusstsein.

Im gewöhnlichen Fall also kommt ein Begriff durch das, was ihn ‚sättigt‘ oder abschließt, als die Bestimmung oder Eigenschaft eines unter ihn fallenden Gegenstands zum Niederschlag. Ohne solch einen Niederschlag, das heißt als ungesättigter Teil des Gedankens, ist der Begriff nur ein bestimmt geführtes Hinübergreifen, wir können auch sagen, eine bestimmte Intentionalität oder Richtungsnahe des Denkens in dem betreffenden Gedanken. Es gibt Begriffe, die überhaupt nicht zur Sättigung, nicht zum definitiven Abschluss in einem Fall gelangen, der so als Fall eines Allgemeinen zum Bewusstsein käme; der Begriff ist dann wie ein gedanklicher Wegweiser, ohne je an das gewiesene Ziel zu kommen. Beispielsweise die Begriffe eines ‚runden Quadrats‘ oder eines ‚perpetuum mobile‘ verhalten sich so. Der Gedanke, dass das Foucaultsche Pendel in Kassel oder ein beliebiges anderes physikalisches System ein perpetuum mobile ist, ist falsch, aber dennoch ein echtbürtiger Gedanke im Fregeschen Sinn. Das ‚Hinübergreifende‘ in ihm bleibt in alle Wege – allenthalben – ungesättigt. Nichts wird je als Fall eines perpetuum mobile zum Bewusstsein kommen. Es gibt kein perpetuum mobile.

So sind wir in diesem Beispiel bereits in den Umkreis unseres eigentlichen Themas gelangt, nämlich der Existenz. Es gibt kein perpetuum mobile, nichts ist ein perpetuum mobile, so etwas wie ein perpetuum mobile existiert nicht – das ist Verneinung der Existenz von etwas, die zudem eine hohe wissenschaftliche Signifikanz besitzt. Es sagt viel aus, lässt viel erkennen über die Physik und Naturgesetze unseres Universums, dass es kein perpetuum mobile gibt. Existenz oder Nichtexistenz von Dingen sind signifikante, erkenntnisträchtige Tatsachen, ohne dass Existenz ein Begriff von etwas im gewöhnlichen Sinne wäre.

2 Außer dem Begriff

Warum ist nun aber ‚Existenz‘ kein Begriff im gewöhnlichen Sinn? Niemals kommt, wenn und indem etwas existiert, es als Fall eines gewissen Allgemeinen – nämlich eines Universale namens ‚Existenz‘ – zum Bewusstsein. Denn wäre es so, dann könnten wir auch dieses Allgemeine in den Begriff von etwas aufnehmen, wodurch sich die Existenz des betreffenden bereits in der Beschreibung eines Begriffs fände.³

3 Dies war Freges Argument bereits im *Dialog über Existenz mit Pünjer*; vgl. Gottlob Frege, *Dialog mit Pünjer über Existenz*, in: Ders., *Schriften zur Logik und Sprachphilosophie. Aus dem Nachlaß*, hg. v. Gottfried Gabriel, Hamburg 1978, S. 1-22.

Nur ein existierendes perpetuum mobile ist ja ein perpetuum mobile. Wenn also dieses Allgemeine – zu existieren – Teil des Begriffes eines perpetuum mobile wäre, dann wäre die Existenz tautologisch im Begriff vorausgesetzt und die Unterscheidung zwischen dem hinübergreifenden Begriff und dem sättigenden Fall oder Gegenstand aufgehoben. Alle wertvolle Erkenntnisträchtigkeit, die in der Existenz oder Nichtexistenz von etwas beschlossen liegt, wäre verloren.

Ein Begriff ist immer nur ‚Protasis‘, das heißt eine ‚Vorstreckung‘ oder Vorschlag, hinübergreifender, ungesättigter Ausgriff des Denkens, der aber niemals zugleich seine eigene Sättigung oder ‚Apodosis‘ bildet. Die Apodosis der Existenz, also die Rückgabe oder Auszahlung, müssen wir immer von anderer Seite als der des Begriffes erwarten. Dies hatte auch Immanuel Kant ausdrücken wollen, wenn er darauf beharrte, dass Existenzaussagen immer „synthetisch“, niemals analytisch und daher die Existenz nie Teil eines Begriffes, kein „reales Prädikat“ sein könne.

„Ich frage euch, ist der Satz: *dieses oder jenes Ding* (welches ich euch als möglich einräume, es mag sein, welches es wolle) *existiert*, ist, sage ich, dieser Satz ein analytischer oder synthetischer Satz? Wenn er das erstere ist, so tut ihr durch das Dasein des Dinges zu eurem Gedanken von dem Dinge nichts hinzu, aber alsdenn müßte entweder der Gedanke, der in euch ist, das Ding selber sein, oder ihr habt ein Dasein, als zur Möglichkeit gehörig, vorausgesetzt, und alsdenn das Dasein dem Vorgeben nach aus der inneren Möglichkeit geschlossen, welches nichts als eine elende Tautologie ist ... Gesteht ihr dagegen, wie es billigermaßen jeder Vernünftige gestehen muß, daß ein jeder Existenzialsatz synthetisch sei, wie wollet ihr denn behaupten, daß das Prädikat der Existenz sich ohne Widerspruch nicht aufheben lasse? da dieser Vorzug nur den analytischen, als deren Charakter eben darauf beruht, eigentümlich zukommt.“⁴

Kant spitzt in der Folge diesen Punkt noch zu: dass Existenzurteile und ihnen entsprechende Erkenntnis zwar jederzeit „synthetisch“ seien, aber gerade nicht synthetisch in dem Sinn, dass mit ihr eine Bestimmung oder ein Prädikat zu dem Begriffe eines Dinges hinzukomme. Worin besteht aber dann das synthetische Moment von Existenz? Einige wenige Stellen sprechen es mehr in Andeutungen als klar aus, was auch bei Frege und bis in die Philosophie der Gegenwart höchst problematisch und undurchsichtig geblieben ist: „Denn der Gegenstand ist bei der Wirklichkeit nicht bloß in meinem Begriffe analytisch enthalten, sondern kommt zu meinem Begriffe (der eine Bestimmung meines Zustandes ist) synthetisch hinzu, ohne daß, durch dieses Sein außerhalb meinem Begriffe, diese gedachte hundert

4 Immanuel Kant, *Kritik der reinen Vernunft*, 1781, B 625 f. / A 597 f. Hervorhebung im Original.

Taler selbst im mindesten vermehrt werden.⁵ Und wiederum ähnlich: „Unser Begriff von einem Gegenstande mag also enthalten, was und wie viel er wolle, so müssen wir doch aus ihm herausgehen, um diesem die Existenz zu erteilen.“⁶ „Denn, obgleich an meinem Begriffe, von dem möglichen realen Inhalte eines Dinges überhaupt, nichts fehlt, so fehlt doch noch etwas an dem Verhältnisse zu meinem ganzen Zustande des Denkens, nämlich daß die Erkenntnis jenes Objekts auch a posteriori möglich sei.“⁷

Das synthetische Moment der Existenz ist keine wie auch immer geartete Ergänzung des Begriffs von etwas, sondern ein Hinzukommendes zum Begrifflichen, zum Denken, meinem Zustand beim Denken überhaupt. Was ist dieses Moment, so dass man es zwar denken kann – Existenzurteile sind echte Gedanken –, aber nicht in der Form eines Begriffes oder Prädikats? Kant sagt, es sei ein „Herausgehen“ aus dem Begriff – „der eine Bestimmung meines Zustandes ist“ – nötig, ein Herausgehen, das aber dennoch eine „Erkenntnis jenes Objekts auch a posteriori“ gewährleisten würde. Erkenntnis a posteriori ist für Kant Erfahrungserkenntnis, also Erkenntnis davon in einem Zusammenhang mit sinnlicher Wahrnehmung. Aber Kant gibt durchaus zu, dass dies bei Erkenntnis der Existenz oder Nichtexistenz von Dingen, die nicht solche der zugleich sinnlichen Erfahrung sind, keine Anwendung finden kann. Wie wäre hier eine Erkenntnis a posteriori, eine Erkenntnis, die synthetisch zum Begriff, den wir denken, hinzukäme, zu verstehen? Kant gibt keinerlei Antwort mehr auf diese Frage, die später besonders Friedrich Wilhelm Joseph Schelling mit seiner ‚positiven Philosophie‘ sehr beschäftigen wird. Und die noch später auch Frege in seinen logisch-mathematischen Untersuchungen nicht losgelassen hat.

Erkenntnis a posteriori in Beziehung auf das, was keine direkte Erfahrung zulässt, sei, so Schelling, Erkenntnis nicht eigentlich ‚a posteriori‘, das heißt ‚von dem späteren aus‘, sondern vielmehr ‚per posterius‘, das heißt ‚durch das Spätere‘, im Durchgehen des Späteren oder gewisser Folgen auf ein darin sich zeigendes und bestätigendes Früheres oder Vorausgehendes hin.⁸ Die von Schelling so bezeichnete ‚positive Philosophie‘ sei dadurch und dank eines solchen Verfahrens ‚eigentlicher Empirismus, insofern als das in der Erfahrung Vorkommende selbst mit zum Elemente, zum Mitwirkenden der Philosophie wird.“ Denn weil die Philosophie für gewöhnlich apriorische Wissenschaft sei, nämlich Wissenschaft aus

5 Ebd., B 627 / A 599.

6 Ebd., B 629 / A 601.

7 Ebd., B 628 / A 600.

8 Friedrich Wilhelm Joseph Schelling, *Philosophie der Offenbarung*, in: *Sämtliche Werke*, hg. v. Karl Friedrich August Schelling, 14 Bde., Stuttgart 1856-1861, Bde. XIII u. XIV, hg. aus dem Nachlaß, Bd. XIII, 1858, S. 129 f.

Vernunft- oder Denkbegriffen, nicht empirisch gefundenen Begriffen, so werde nun das Empirische gleichsam eingebaut oder einmontiert in die Entfaltung und Darlegung der Vernunftzusammenhänge. „Um den Unterschied aufs schärfste und kürzeste auszudrücken: die negative Philosophie ist apriorischer *Empirismus*, sie ist der Apriorismus des Empirischen [durchaus mit Kant: apriorische Bedingungen der Möglichkeit von Erfahrungserkenntnis], aber eben darum nicht selbst Empirismus; dagegen umgekehrt ist die positive Philosophie empirischer *Apriorismus*, oder sie ist der Empirismus des Apriorischen, inwiefern sie das Prius per posterius als Gott seyend erweist.“⁹

Schelling fügt in Bezug auf das von Kant markierte Problem durchaus etwas Neues hinzu: Die Erfahrung lässt sich auf zweifache Weise für Erkenntnis nutzen: zum einen für die Ausbildung von Erfahrungserkenntnis in Bezug auf die direkt sinnlich zugänglichen Dinge; zum andern für die ‚diagnostische‘ oder durch das Erfahrbare hindurchschauende, nämlich auf das, was dahinter steckt, schauende Erkenntnis. Im zweiten – diagnostischen – Sinn wird Erfahrung zwar genutzt, aber deren Begriffe werden dabei in gewisser Weise hinter sich gelassen zugunsten des nicht unmittelbar Empirischen und Sinnlichen. Diagnostische Erkenntnis konstatiert nicht allein, was in der Erfahrung selbst liegt, sondern nimmt sie als Spuren, Indizien oder Symptome des selbst nicht direkt zu Erfahrenden. Diagnostische Erkenntnis sucht nach dem, dessen Existenz vermutet wird, ohne sie schon zu begreifen. Indem wir etwas begreifen, verstehen wir, was es ist. Wenn wir die Existenz von etwas behaupten, verstehen wir noch keineswegs, was es ist. Das Suchen, eigentlich auf allen Gebieten, sowohl empirischen wie mathematischen und logischen eine wichtige Tätigkeit und Operation der Vernunft, ist oft der Existenz von ‚irgendetwas‘ sicher, das Verstand oder Vernunft noch nicht begreifen oder hinreichend spezifizieren können. Gerade im Suchen dissoziieren Existenz und Begriff. Wir suchen nach einer Krankheit oder Diagnose; nach einem gesetzmäßigen Zusammenhang; nach einem Fehler im System; nach dem passenden Partner; nach Gott. Natürlich müssen wir gewisse, ebenfalls ‚begrifflich‘ zu nennende Anhaltspunkte für die Existenz des Gesuchten schon haben. Aber diese sind nicht ein Begriff dessen, was da womöglich existiert, sondern damit lose zusammenhängende Indizien. Haben wir das Gesuchte gefunden, zum Beispiel einen Erreger von BSE – Bovine spongiforme Enzephalopathie oder Rinderwahn – , dann können wir ans Werk gehen und zu begreifen versuchen, was es eigentlich ist. Die Existenz steht oft vor dem Begriff, nicht nur für uns und unsere Suche, sondern auch ‚an sich‘, etwa in Zusammenhängen, wo etwas entsteht oder sich bildet oder sich, wie man sagt, erst geltend macht.

9 Ebd., S. 130. Hervorhebung im Original.

Ob eine bestimmte Krankheit vorliegt oder nicht, sondern eine andere oder gar keine, lässt sich nicht anhand von nur einer einzigen Erfahrung oder einem einzigen isolierten Indiz entscheiden, sondern durch ein ganzes Netz von Indizien und Symptomen, die in die gleiche Richtung zeigen. Existenzfragen sind im Grunde immer solche diagnostischen Fragen, die ein ganzes Netz einschlägiger Erfahrungen symptomatisch als unter sich verknüpfte Folgen ein und desselben Existierenden zusammenführen. Die diagnostische Erkenntnis, dass etwas bestimmtes existiert – wie beispielsweise ein Erreger von BSE¹⁰ –, ist daher wie die Lösung eines Rätsels, was womit zusammengenommen die einfachste Erklärung für alle der Erfahrung auffällig gewordenen Symptome bietet. Existenz präsentiert sich als einfachste Lösung eines sonst unübersichtlichen Knotens begrifflicher Anhaltspunkte. Darin liegt das ‚synthetische‘, den bloß begrifflichen Vorschlag, die gedachte Protasis überschreitende Moment der Existenz.

Gewiss wird man sich genau überlegen müssen, wie man bei einer solchen Erkenntnis ‚a posteriori‘ im zweiten Sinn zu verfahren hat, welche methodischen Anforderungen zu stellen sind, damit man vernünftig bleibt und nicht schwärmt oder phantasiert. Aber in gewisser Weise ist dies auch schon das Problem mit der Erkenntnis a posteriori von Existenz oder Nichtexistenz überhaupt. Denn auch dies ist, wie deutlich wurde, eben nicht einfach eine Sache der von uns gebildeten Begriffe oder Theorien. Erkenntnis der Existenz muss synthetisch sein, muss einen Zugewinn zu unseren Begriffen von etwas leisten, ohne doch selbst als ein gewisses allgemeines Merkmal das begrifflich ‚Hinübergreifende‘ über gewisse Fälle sein zu können. Existenzfragen, obwohl, wie es scheint, durchaus erkenntnisträchtig, haben immer ein begriffsekstatisches Moment.

Ich möchte damit noch einmal zu Frege zurückkehren. Nach Frege ist die Existenz, wie gesehen, nicht und niemals ein möglicher Begriff von gewissen Gegenständen, der irgendein Allgemeines bezeichnen würde, dem die Gegenstände unterfallen. Dennoch ist Existenz nach Frege auf gewisse Weise doch ein Begriff, in dem wir etwas Markantes denken, aber nicht ein Begriff von Gegenständen, sondern, wie Frege sagt, ein Begriff „zweiter Stufe“, das heißt einer von Begriffen, ein Begriff also, der nicht irgendwelche Gegenstände im mindesten qualifiziert oder bestimmt, sondern einer, der wenn etwas, dann unsere Begriffe qualifiziert. Existenz ist nach Frege ein Begriff von Begriffen oder ein Begriff zweiter Stufe. Er sagt von einem Begriff aus, dass er erfüllt ist; oder dass es Gegenstände gibt, die unter ihn fallen; dass ihm eine Anzahl größer als Null – „die Verneinung der

10 Es wurde seinerzeit befürchtet und gab auch Einzelbeispiele dafür, dass BSE – Bovine spongiforme Enzephalopathie oder Rinderwahn – in größerem Umfang auf den Menschen übergreifen könnte.

Nullzahl“ – zukommt. „Was hier an einem Beispiele gezeigt ist, gilt allgemein: der Begriff verhält sich wesentlich prädikativ auch da, wo etwas von ihm ausgesagt wird; folglich kann er dort nur wieder durch einen Begriff, niemals durch einen Gegenstand ersetzt werden. Die Aussage also, welche von einem Begriffe gemacht wird, paßt gar nicht auf einen Gegenstand. Die Begriffe zweiter Stufe, unter welche Begriffe fallen, sind wesentlich verschieden von den Begriffen erster Stufe, unter welche Gegenstände fallen ... Der Unterschied von Begriff und Gegenstand bleibt also in ganzer Schroffheit bestehen.“¹¹

Freges Beteuerung, der Unterschied zwischen Begriff und Gegenstand bleibe bei Begriffen zweiter Stufe – unter die Begriffe, nicht Gegenstände fallen – in ganzer Schroffheit erhalten, ist sehr wichtig. Denn es ist nicht so, dass hierdurch die Existenz doch zu einer Eigenschaft von gewissen, bloß anderen als gewöhnlichen Gegenständen wird, die somit aus begrifflichen Gründen existieren würden. Vielmehr existiert, wie schon Kant sagt, eben nichts aus begrifflichen Gründen oder deshalb, weil es zum Begriff davon gehört zu existieren. Sondern immer haben wir, um Existenz zu ermitteln, vom Begriff wegzugehen und uns auf Gegenstände zu richten, die ihm womöglich unterfallen. Wir erkennen bei manchen Begriffen – von denen wir Existenz aussagen – , dass wir uns auf Gegenstände zu richten, auf sie gefasst, nach ihnen mit allem, was uns zu Gebote steht, zu suchen haben – beispielsweise ‚dunkle Materie‘ – ; bei manchen Begriffen vermuten, erkennen oder wissen wir schon, dass dem nicht so ist, dass der Begriff leer, unerfüllt, nur ungesättigt ist – beispielsweise ‚perpetuum mobile‘. Bei wiederum anderen haben wir weder für das eine noch das andere Anhaltspunkte – zum Beispiel ‚extraterrestrische Intelligenz‘. In diesem Sinn bleibt die Einsicht Kants für Frege in Kraft, dass wir für Existenz niemals analytisch in Begriffen von Gegenständen nachsuchen dürfen, sondern stets synthetisch „aus ihm [dem Begriff] herausgehen müssen“, wie auch immer wir diesen Überschnitt bewerkstelligen können. Es lässt sich auch – mit Frege – so ausdrücken: Die Frage ist, ob wir berechtigt sind, genuine singuläre Termini bezüglich eines begrifflich markierten Bereiches zu gebrauchen.

11 Gottlob Frege, *Über Begriff und Gegenstand*, in: Ders., *Funktion, Begriff, Bedeutung. Fünflogische Studien*, hg. v. Günther Patzig, Göttingen ⁵1980, S. 66-80, hier S. 75 f.

3 Die Offenheit der Existenz

Aus den Überlegungen zur Existenz als Begriff zweiter Stufe kann man ersehen, wie wenig die bloße Feststellung, dass gewisse Dinge, die wir korrekt ansprechen mit, das x_0 unterfällt dem und dem Begriff' oder, ist ein Erfüllungsbeispiel für den Begriff X' eine Garantie dafür darstellt, dass dem betreffenden Begriff tatsächlich objektive Existenz zukommt oder er ein wirklich existenzqualifizierter Begriff ist. Vielmehr gibt es offenbar auch Fälle, in denen die Beibringung von Erfüllungsbeispielen für einen Begriff noch nicht die Annahme objektiver Existenz für die ihnen unterfallenden Instanzen des Begriffs rechtfertigt. Dann ist die Rede von einem objektiven Gegenstand eine bloße *façon de parler*. Das, was dem Existenzbegriff unterfällt, ist gar nicht objektiver Gegenstand, sondern vielmehr vorerst Begriff, bloße Protasis, von dem wiederum prätendiert wird, er werde durch objektive Gegenstände erfüllt, die in diesem Fall objektiv existieren. Die augenscheinlich formgerechte Erfüllung eines Begriffs durch gewisse Erfüllungsbeispiele kann objektive Existenz nicht per se garantieren.

Suchen wir nach Beispielen für das Phänomen, das ich meine: Begriffe, für die es Erfüllungsbeispiele gibt, ohne dass wir sagen, die unterfallenden Instanzen existierten objektiv oder seien in Freges Verständnis objektive Gegenstände? Wie es scheint, wird man hier durchaus fündig. Zum Beispiel wären nach Freges eigener Ansicht die imaginären Zahlen solche Erfüllungsbeispiele für den Begriff ‚Quadratwurzel einer negativen Zahl‘. Denn man kann die Zahl ‚i‘ definieren als Wurzel von -1 und dann sogar damit rechnen, Gleichungen lösen und dergleichen. Doch steht nach Frege damit noch nicht außer Zweifel, ob ‚i‘ existiert oder tatsächlich ein objektiver Gegenstand ist. Zur objektiven Existenz gehören außerdem noch gewisse Anforderungen an eindeutiger Identifizierbarkeit und Unterscheidbarkeit,¹² denen imaginäre Zahlen nicht ohne weiteres entsprechen. Und man kann nicht durch eine Definition oder Festsetzung der Bedeutung eines sprachlichen Terms einen objektiven Gegenstand erschaffen. Dies wirft Frege vielen Mathematikern seiner Zeit vor, und es ist bis heute gängige Praxis, alles worauf man sich mithilfe von Definitionen und Quantoren beziehen kann, allein deshalb schon für objektiv existierend zu halten.

Ähnlich könnte man sich auch auf empirischem Sachgebiet darüber streiten, ob etwa der Begriff ‚Regenbogen‘, der sicherlich Erfüllungsbeispiele hat, etwas bezeichnet, das objektiv existiert. Regenbogen sind betrachterabhängige Lichtreflexe, wie Spiegelbilder oder Schatten. Wir nehmen nicht fraglos an, dass dergleichen objektive

12 Weil die Bedingungen für Definitheit der Objekte nicht hinreichend erfüllt sind, etwa: sie sind nicht je ein diskriminativ herauszugreifendes einzelnes etc.

Gegenstände sind. Vielmehr handelt es sich um perspektivisch auftretende Effekte in Beziehung auf anderes. Auch bestimmte Eigennamen aus der Geschichte sind so, dass man sich darüber streitet, ob das damit Bezeichnete existiert oder nicht. Zum Beispiel ‚König Artus‘, ‚Homer‘,¹³ ‚Jahwe‘. Vor wenigen Monaten war man in der Teilchenphysik noch dabei zu eruieren, ob das Higgs-Boson existiert oder nicht. Dies scheint mittlerweile festzustehen. Früher hat man sich darüber gestritten, ob es schwarze Löcher gibt oder nicht; ob es Äther gibt oder nicht.

Bestimmte natürliche Arten, von denen feststand, dass sie einmal existierten, existieren heute nicht. Das heißt in Bezug auf denselben Begriff kann es Übergänge geben von Existenz zu Nichtexistenz und umgekehrt. Wenn das Higgs-Boson nicht existiert haben würde, dann wäre dieser Begriff und seine Rolle in der theoretischen Teilchenphysik kein wissenschaftlicher Begriff gewesen. So wie ‚Phlogiston‘ kein wissenschaftlicher Begriff ist, obwohl er ebenso scharfe Umgrenzung besaß wie zum Beispiel der Begriff ‚Sauerstoff‘. Schließlich wäre es doch etwa denkbar gewesen, dass es keinen Erreger von BSE gibt, sondern BSE eine endogene Erkrankung ist. Nun existiert aber ein solcher Erreger und zwar ein sehr merkwürdiger. Und es wäre nach wie vor denkbar, dass es ‚Potenzierungsfolgen‘ von homöopathischen Arzneimitteln gibt. Hier zum Beispiel gibt es einen gewissen Rätselknoten bis heute, den man nicht durch definitive Erkenntnis der Existenz oder Nichtexistenz entwirrt hat.

In den angeführten Beispielen wird klar, dass in sozusagen allen Sach- und Wissenschaftsgebieten, die unsere Welt zu bieten hat, Fragwürdigkeiten in Bezug auf Existenz bestehen. Damit scheint also deutlich zu sein, dass weder das Vorkommen wissenschaftlich oder anderweitig verwendeter Eigennamen, noch definierter wissenschaftlicher Begriffe, für die auch Erfüllungsbeispiele eingeräumt werden, garantieren, dass etwas genuin existiert oder objektiver Gegenstand, objektive Wirklichkeit ist. Das macht die Frage nach dem, was existiert und was nicht, nach wie vor zu einer spannenden und, wie schon öfter hervorgehoben, erkenntnisrelevanten Frage. Es ist nicht sinnvoll und offenbar nicht im Sinne Freges und Kants zu meinen, dass die Frage der Existenz nur das sogenannte Commitment unserer besten wissenschaftlichen Theorien beträfe. Vielmehr ist sowohl zu befürchten, dass manches, wovon wir heute wissenschaftlich reden, sich morgen als gar nicht objektiv existierend herausstellt, als auch könnte durchaus etwas objektiv existieren, wofür wir gar keine wissenschaftsfähigen Begriffe zur Verfügung haben, von denen wir ‚Existenz‘ als Begriff zweiter Stufe mit verlässlicher Rechtfertigung aussagen könnten.

13 Auch ‚Homer‘, so wurde in früherer Philologie heiß diskutiert, könnte eine diachron weit ausgedehnte ‚Gilde‘ oder Gruppierung von Sängern gewesen sein.

Noch einmal das Fazit aus den angeführten Beispielen zusammengefasst: Nicht alle Erfüllungsinstanzen von hinreichend scharf umgrenzten Begriffen rechtfertigen diesbezüglich die Annahme objektiver Existenz. Und es sind unscharf umgrenzte Konzeptualisierungen denkbar, für die mindestens eine sie definitiv erfüllende Instanz die Annahme objektiver Existenz wahr macht, obwohl wir diesbezüglich nicht zu einer Erkenntnis gelangt sind oder gelangen können.

Was aber behaupten wir dann eigentlich, wenn wir mit Bezug auf etwas die Annahme objektiver Existenz für gerechtfertigt halten? Was, wenn wir mit Bezug auf etwas Existenz verneinen? Wann, unter welchen Bedingungen halten wir mit Bezug auf etwas die Annahme objektiver Existenz für gerechtfertigt? Nicht immer dann offenbar, wenn wir deutliche Erfüllungsbeispiele für hinreichend scharf umgrenzte Begriffe davon haben. Und nicht immer dann nicht, wenn wir keine eindeutigen Erfüllungsbeispiele für nicht einmal hinreichend scharf umgrenzte Begriffe davon haben.

Was denken wir in den Fällen über genuine Existenz, wo wir sie behaupten, obwohl wir keine eindeutigen Erfüllungsbeispiele hinreichend scharf umgrenzter Begriffe dafür anführen können – beispielsweise Gott; extraterrestrische Intelligenz? Oder wo wir sie verneinen, obwohl wir deutliche Erfüllungsbeispiele hinreichend scharf umgrenzter Begriffe davon haben – beispielsweise imaginäre Zahlen; Regenbogen?

Meine Antwort besteht in – neben dem begriffsektatischen – zwei weiteren, meines Erachtens durchaus rational – obwohl nicht auf erster Stufe begrifflich – zu explizierenden Elementen, nämlich erstens der Unterstellung von über unseren Begriff hinausgehender ‚Situierung‘ für das, was existiert, und zweitens dem ‚Gefasst-Sein auf eine Überraschungen bergende ‚Konfrontation‘ damit.

4 Situierung

Alles, was existiert, befindet sich irgendwo oder irgendwie oder beides. Irgendwo befindet sich etwas nicht erst dann, wenn es als räumlich im Raum vorkommt, sondern wenn es als bestimmtes diskriminiert von anderem in einem für sie gemeinsamen Feld konsistent denkbarer Koexistenz aufzufinden ist.¹⁴ Diese Auffindbarkeit

14 Markus Gabriel spricht in seinem Buch *Warum es die Welt nicht gibt*, Berlin 2013, in ähnlicher Absicht von „Sinnefeldern“ oder auch einer „Umgebung“ von etwas, mit Bezug auf die alle Existenz zu verstehen sei. Jedoch fehlt ihm die ‚Wertigkeit‘ von Sinnefeldern oder das ‚Gewicht‘ der Existenz – ontologische Sparsamkeit –, welche nicht in jedem Fall

oder Entdeckbarkeit muss nicht empirisch verstanden werden. Genauso wenig wie das ‚irgendwo‘ Sein den empirischen Raum voraussetzt. Aber es muss doch eine Annäherungsweise spezifizierbar sein, die durch ein methodisches Verfahren im selben Feld anderes Existierendes mit dem Betreffenden verknüpfen und ansteuern ließe. So sind zum Beispiel auch bestimmte Primzahlen irgendwo auffindbar durch gewisse mathematische Operationen. Sie liegen irgendwo zwischen gewissen anderen Zahlen. Das ist ihre Situierung. Und regelmäßige geometrische Körper oder Figuren sind durch geometrische Operationen und Verhältnisse – Spiegelungen, Symmetrien etc. – auffindbar, die ebenfalls ihre Situierung eingrenzen. Immer wenn wir etwas in proprio situ entdecken, dann ist es auch in mehr und anderen Hinsichten situiert, als wir für eine Annäherung verwendet haben. Das scheint beispielsweise für die imaginären Zahlen nicht zu gelten: ‚i‘, die Wurzel aus -1 ist nur da, wo wir undefiniert haben, dass sie sei. Und sie treten außerdem im undiskriminierbaren Doppelpack auf.

Bei diesem Schema der Situierung ist klar, dass die Existenz von etwas immer als ein Zusammensein und Verhältnis mit anderem, das ebenfalls existiert, verstanden wird. Hier muss erstens die Existenz dessen, worüber die methodische Annäherung erfolgt, vorausgesetzt werden und zweitens muss der Zugangsweg zur Situierung des fraglichen Dinges eine hinreichend tragfähige Verbindung darstellen; drittens muss das so Erreichbare vielleicht nicht für uns, aber an sich noch über andere Wege in seiner Situierung auffindbar sein. Epikurs Götter in den ‚Intermundien‘, die sich um nichts anderes scheren oder bekümmern würden und keinerlei Einfluss auf den Weltenlauf nehmen, sind nicht im verlangten Sinn situiert. Genauso wenig wie gegenüber der unsrigen abgeschlossene mögliche Welten, deren Existenzannahme – wie sie beispielsweise David Lewis trifft – der Intention des Ausdrucks ‚Existenz‘ nach meiner Auffassung widerspricht. Es ist nicht sinnvoll anzunehmen, dass irgendetwas, mit Bezug worauf Existenzbehauptungen wahr sind, nicht mit uns selbst in ko-existentieller Verknüpfung steht. Wenn etwas überhaupt existiert, dann irgendwie situiert in einem gemeinsamen Kreis mit allem anderen, was existiert. Existenz steht prinzipiell unter dem Druck alles damit Ko-Existierenden. Nichts kann mit etwas davon unverträglich sein. Wegen dieses ‚Koexistenzdrucks‘ gelten für Existierendes immer Ökonomieprinzipien oder Prinzipien der ontologischen Sparsamkeit wie Occams Razor.

von ‚Sinn‘, sondern nur in ganz ausgewählten Ambienten auf Existenz im pointierten Gegensatz zu Nichtexistenz schließen läßt. Dieses Gewicht der Existenz macht es aus, dass es sich bei Erkenntnis der objektiven Existenz um wirkliche Entdeckungen oder Funde handelt.

Wenn Kant von der Existenz als ‚absoluter Position‘ oder ‚Position eines Dinges an sich selbst‘ als Gegenstand in Entsprechung zu meinem Begriff spricht,¹⁵ dann unterdrückt oder vernachlässigt er diesen prinzipiell ko-existenzialen Aspekt aller Existenz als unterstellte Situierung. Er kapriziert sich vielmehr allein auf den früher herausgestellten ‚begriffsekstatischen‘ Aspekt der Existenz. Schon das Wort ‚Position‘ drückt aber gerade dies aus, da jede Position immer nur Position im bestimmten Verhältnis zu weiteren Positionen in einem gemeinsamen Feld ist. Auch ‚Dasein‘, ‚there is‘ und ähnliche Worte transportieren dieselbe Konnotation der Existenz. Mit diesem Wort durchbrechen wir immer die Isolation oder Alleinstellung dessen, wovon wir die Existenz behaupten. Existenz etabliert sich immer als Koexistenz.

Nicht zu verschweigen ist bei diesem Situierungs- oder ko-existenzialen Aspekt der Existenz, dass er, jedenfalls auf den ersten Blick, gewisse Schwierigkeiten bereitet für den Fall, wo wir von der Existenz eines alleinigen Gottes oder überhaupt von ‚monistischer‘ Existenz im Sinne des Parmenides oder Plotins reden möchten. Es wäre aber ganz ungut, das philosophische Verständnis von Existenz so einschränken zu wollen, dass die Intention dieses Wortes nicht mehr anwendbar wäre auf ein Wesen wie Gott oder wie ‚das Seiende‘ des Parmenides. Zwar haben schon die klassischen griechischen Philosophen mit guten Argumenten gezeigt, dass das angebliche ‚Seiende‘ des Parmenides, wird es streng monistisch aufgefasst, eben nicht existiert. Insofern könnte ich mich damit noch abfinden. Aber gleiches sollte man meines Erachtens nicht in Kauf nehmen für die Frage nach einer möglichen Existenz Gottes, etwa ohne und bevor er noch etwas anderes erschaffen hätte, als er selbst ist. Für diesen Zweck ist es wichtig zu sehen, so wie es wiederum als einer der wenigen der späte Schelling tat, dass auf eine gewisse Weise auch das, was sich ‚irgendwie‘ befindet, das also für sich selbst in einem Zustand ist, der nicht der einzig mögliche Zustand ist, den das betreffende einnehmen kann, sondern der Alternativzustände dieses selben Wesens zulässt – dass also auch, sich auf diese Weise ‚irgendwie‘ zu befinden schon ein sich ‚wo‘ befinden, also eine gewisse Art der Situierung ist. Etwas ist auch in einer Situation, indem es sich *irgendwie* befindet, nicht nur dann, wenn es sich irgendwo, und das würde bedeuten: in Ko-Existenz mit anderem befindet.

Ich habe ein längeres Textstück herausgesucht, in dem Schelling dies für die Situation Gottes noch abseits der Schöpfung von etwas anderem erklärt. Dieser Text ist, wie das meiste Wichtige beim späten Schelling, furchtbar verklusuliert und unverständlich. Er beschreibt die interne Unabhängigkeitserklärung Gottes von einem unvordenklichen Primär- oder Primordialzustand notwendiger Existenz. Dabei ist nicht gemeint, dass Gott tatsächlich einmal in dieser Verfassung war und

15 Kant, *Kritik der reinen Vernunft*, B 625-629; vgl. auch Immanuel Kant, *Der einzig mögliche Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes*, 1763.

dann ein anderer wurde oder in einen veränderten Zustand eintrat. Sondern es soll damit nur gesagt werden, dass die Verfassung Gottes, in der er der allein Existierende ist, schon ein in sich komplexer Zustand oder eine komplexe Verfassung sein muss, eine Verfassung, die ihn in eine minimal mannigfaltige Situation versetzt sein lässt: „Als solches [unvordenklich Notwendiges] hat es das entgegengesetzte Seyn (das durch Uebergang a potentia ad actum gesetzte) nicht ausgeschlossen, sonst hätte ihm der Begriff desselben vorausgehen müssen. Dieses durch Uebergang a potentia ad actum mögliche Seyn hat nun zwar keinen Anspruch auf Wirklichkeit; es könnte von ihm als wirklichem gar nicht die Rede seyn, wenn nicht das unvordenkliche Seyn wäre, nun aber dieses ist, und zwar selbst blindlings, d. h. zufällig ist, dem *so* seyenden gegenüber hat auch das bloß zufällige Seyn ein Recht als eine Möglichkeit zu erscheinen, sich dem, was in dem actu nothwendigen Existiren das eigentliche Selbst, das Wesen ist, zu zeigen, sich darzustellen. Ich brauche diese Ausdrücke, weil diese Möglichkeit für sich eine bloße Erscheinung ist, *nur* etwas ist gegenüber von einem, dem sie sich zeigt, dem sie bloß sagt, daß es selbst das Seynkönnende, das über sein unmittelbares Existiren hinaus Seynkönnende ist, daß es eben darum sich von diesem Seyn befreien, sich *über* dieses Existiren erheben kann, welches ihm jetzt erst gegenständlich wird, denn bis jetzt war das Seyn selbst an der Stelle des Subjekts; an dem Seynkönnen, als welches es sich sieht, hat es erst einen Standpunkt außer dem Seyn, ein $\pi\omicron\upsilon$, von dem aus es sich in seinem Seyn bewegen, dieses gleichsam aus seinem *Stand* heben kann“.¹⁶

Das Sich-in-bestimmter-Verfassung-Befinden oder „Wo-Sein“ Gottes – auch ‚statt‘finden genannt – impliziert bereits ein Selbstverhältnis zum status quo als nicht dem einzig möglichen für dasselbe, was Gott ist.

5 Konfrontation

Die Unterstellung von Situierung können wir auf eine rational zu rechtfertigende Weise auch dann vornehmen, wenn unsere Existenzvermutung bezüglich eines Etwas ins Leere geht oder es uns unmöglich ist, das Vermeinte zu einer es identifizierenden Konfrontation mit uns zu bringen. Eine etwas identifizierende Konfrontation ist durchaus nicht nur durch sinnliche Erfahrung möglich. Heute noch entdecken Computer durch ihre Rechnungen neue, bislang unbekannte Primzahlen unter den unendlich

16 Friedrich Wilhelm Joseph Schelling, *Andere Deduktion der Principien der positiven Philosophie*, in: *Sämtliche Werke*, a. a. O., Bd. XIV, hg. aus dem Nachlaß, Stuttgart 1858, S. 347 f. Hervorhebung im Original.

vielen natürlichen Zahlen. Und wenn wir einst ein Signal aus dem Weltraum empfangen, das wir sicher sein dürfen, als sprachliche Mitteilung einer fremden Intelligenz entziffern und verstehen zu können, dann wären wir konfrontiert mit der Existenz einer solchen extraterrestrischen Intelligenz. Zu sagen, dies sei doch empirisch und durch sinnliche Wahrnehmung vermittelt, ist meines Erachtens wenig überzeugend, weil gerade die Bedeutung von solchen Zeichen und das Verstehen von Bedeutung nicht eine empirische Erkenntnis ist. Und auch, wenn wir vielleicht neuartige Naturgesetze als existierend erkennen, etwa Gesetze, die das Verhältnis von Körper und Seele bestimmen, dann wäre das eine Überraschung bergende Konfrontation mehr mit unseren rationalen Erklärungsnetzen als mit unserer sinnlichen Wahrnehmung, auf die Kant unseren existenzentdeckenden Gesichtskreis einschränken wollte. Eine Überraschung kann nur etwas bergen, das in der Konfrontation identifiziert wird als etwas, wovon man nicht gedacht hätte und nicht begrifflich antizipiert hat, dass es sich genau so damit verhalte, wie jetzt entdeckt.

Eine identifizierende Konfrontation ist die Entdeckung, dass es ohne gerade das betreffende nicht ginge, dass etwas ungedeckt bliebe in den Verknotungen der betrachteten Mannigfaltigkeit ohne es. Diesem, ohne was es nicht geht, müssen wir dann Existenz zubilligen. Um etwas zur identifizierenden Konfrontation zu bringen, müssen wir das betreffende über seine Situierung gleichsam in die Enge treiben und es so in seiner Identität stellen, oder, was auf dasselbe hinausläuft, uns seiner Identität stellen. Eigentlich unternehmen wir etwas dieser Art ganz oft und selbstverständlich. Das Problem ist nur, dass sich schon vieles, das wir gestellt oder dem wir uns gestellt sahen, auch wieder hat auflösen lassen. Wir hatten es nicht in der richtigen Situierung und nicht in zuverlässiger Identifikation gestellt, sondern nur zum Schein. Dass uns dies oft passiert und sogar in unseren besten Wissenschaften bis heute passiert, ist kein Einwand dagegen, dass Existenz neben dem begriffsekstatischen und dem ko-existenzialen eben auch diesen konfrontativen Aspekt besitzt. Was niemals gestellt wird noch werden könnte und von dem auch wir niemals gestellt werden noch werden könnten – wie Epikurs Götter in den Intermundien – das existiert auch nicht, hätten wir auch noch so scharf umgrenzte Begriffe davon.

Am Ende möchte ich das Gesagte noch einmal in drei Thesen zusammenfassen:

1. ‚Existenz‘ ist nicht eine Frage des commitments unserer besten Theorien, sondern in vielen Bereichen durchaus offen und überraschungsträchtig: begriffsekstatischer Aspekt.
2. Alles Existierende steht in Verhältnissen der Koexistenz, das heißt: Es befindet sich irgendwo oder wenigstens irgendwie: ko-existenzialer Aspekt.
3. Mit Existierendem sind wir konfrontiert, das heißt sehen uns selbst als ‚gestellt‘ in Beziehung auf dasselbe an.